



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Römische Frühlingsbilder : 3. Die Bäderreisen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ja noch jung, gerade dreiunddreißig Jahre alt, wenn Kürschners Kalender recht unterrichtet ist —, vermag er es zu einer gesunden Weltanschauung und zu einem sichern Geschmack zu bringen, überwindet er die Schwächen des Naturalismus und dessen ausgedistelte Ethik, so ist bei seiner ungewöhnlichen Gestaltungskraft zu hoffen, daß er als Dramatiker noch was Rechtes schaffen wird.



Römische Frühlingbilder

Von Adolf Stern

3. Die Bäderreisenden



Robert Reinicks lustiges Lied mit dem vielgesungenen schönen Rundreim „Stalien, Stalien — was hast du für Kanailen!“ schildert das Herrlein, das im Land Stalia spazieren wollte und überall von dem Höllentier, dem tollen Floh, erschreckt und vertrieben wurde. Nachher, wie unser Männlein zu Hause im Kanapee sitzt und beim Thee von Mandolinenslang, Orangenwäldern, Volksgefang, Villa Albani und Vatikan spricht und sich am Entzücken seiner geneigten Hörer erfreut, sind die Unbilden der Italiensfahrt vergessen. Man muß sich leider gestehen, daß dieser vielbelachte Typus fast bis auf den letzten Rest verschwunden ist, und daß ein anderer an seine Stelle tritt, über den es schwerer ist zu lachen, weil er nicht den Humor, sondern die bitterste Satire herausfordert. Seit Jahren sind die Scharen der Deutschen, die nach Welschland und zumal nach Rom pilgern, gewaltig angeschwollen, in den Frühlingsmonaten steigt man in keinen Omnibus, der von der Porta del Popolo zum venezianischen Plage fährt, und geht nicht über das Forum Romanum, ohne Deutsch in allen Mundarten und Lauten der Heimat sprechen zu hören. Das wäre nun ganz erfreulich, wenn die große Mehrzahl unsrer Landsleute mit dem guten Willen käme, von Rom etwas zu haben, etwas davonzutragen, was ihrem Leben seither gefehlt hat. Um jedoch zu sehen und zu empfinden, daß immer nur eine Minderzahl ihrer Römerfahrt in diesem Sinne froh wird, braucht man noch lange nicht so streng zu denken, wie dies z. B. der geistvolle Viktor Hehn that, der die schärfste Beurteilung der Hochzeitsreisen und Vergnügungszüge nach Italien aussprach. Es ist keine Formel zu finden, die entscheidend feststellte, wer nach

Rom gehen soll, und wer nicht, und es würde bittere Ungerechtigkeit sein, allen die Pforten zu verschließen, denen nicht Jahre oder mindestens mehrere Monate für ihre Reisen zu Gebote stehen. Ganz gewiß werden immer die die reichsten Früchte pflücken, die Zeit haben, sie am Baume reifen zu sehen. Doch kommt es schließlich auf ganz andre Dinge als ein paar Wochen mehr oder weniger Aufenthalt an. Was aber nicht entbehrt werden kann und die erste und letzte Voraussetzung jedes wahren Genusses und Gewinnes bleibt, ist die ehrliche, selbstvergeffene Hingebung an die Erscheinungen, die starke Ehrfurcht vor dem Ringen und Walten menschlicher Größe und Tüchtigkeit, die innere Freiheit, die ihre Maßstäbe aus den umgebenden Dingen selbst nimmt und die leidigen oder lieben Gewöhnungen des heimischen Daseins einmal auf sich beruhen läßt. Prüft man auf diese Forderungen hin das Gebaren der meisten deutschen Besucher Roms, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Expresszüge und Rundreisefahrkarten zu den zweideutigsten Geschenken der Götter gehören. Wohl kommen sie auch Einzelnen zu gute, die in vergangnen Tagen ihre berechnete und tiefe Sehnsucht nach Italien unerfüllt durchs Leben hätten tragen müssen. Aber im allgemeinen hat die Leichtigkeit, die gepriesensten Punkte Mittel- und Süditaliens zu erreichen, verhängnisvolle Wirkungen gehabt und jene Bäderreisenden deutscher Nation, die ohne allen Sinn für Leben, Geschichte, Geist und Größe Italiens, ohne Ahnung von dem eigensten Reichtum der italienischen Städte und namentlich Roms, ohne Hingebung, Ehrfurcht und innere Freiheit nur kommen, um es daheim rühmen zu können, daß sie dagewesen seien, in bedenklicher Steigerung vermehrt. Wo der rote Bädeler auf Eisenbahnen, in Kirchen und Palästen, in Galerien und Gasthäusern leuchtet, da kann man gewiß sein, daß die Gruppen und Horden der deutschen Reisenden vorhanden sind, die mit ihrer bloßen Anwesenheit in Rom die Gebrechlichkeit und Ungerechtigkeit des Weltlaufs illustriren.

Zwar ist es im Grunde auch ein Stück Ungerechtigkeit, wenn wir diese pietätlosen, stimmunglosen und verständnislosen Landsleute „Bädelerreisende“ nennen. Das bekannte Reisehandbuch (mit dem in Italien nur Gsell-Fels braune Bände um den Vorrang ringen) erfüllt in der ewigen Stadt wie überall seinen Zweck redlich und vollkommen, an ihm liegt es nicht, wenn ungezählte Gaffer und Schwärzer sich in die Reihen der deutschen Romreisenden drängen. Die Nachweise und Winke auch Bädelerers sind nicht bloß zuverlässig und für tausend Fälle mehr als genügend, sie betonen überall, daß Zeit, innerliche Sammlung und Selbstverleugnung dazu gehören, um Rom oder nur ein Stück von Rom mit Genuß und Gewinn zu sehen. Doch die Besitzer und Leser des Bädeler, die wir hier im Auge haben, fragen nach den Ratschlägen und Winken ihres vermeinten Drakels nur so weit, als es ihren Gewohnheiten und unrühmlichen Instinkten entspricht. Selbst Bädeler räumt ein, daß, um auch nur die oberflächlichste, allgemeinste Vorstellung von Rom zu bekommen, ein Aufenthalt

von mehreren Wochen notwendig sei — die Bädereisenden kümmern sich den Teufel um diese und ähnliche Ratschläge. Sie kommen fünf und sechs, ja zwei und drei Tage nach Rom, sie jagen im Galopp und bei glühender Mittagshitze ein Viertelhundert Kirchen und ein Duzend Paläste ab, rennen am Besten vorbei, zucken zu dem, was ihnen zufällig doch in die Augen fällt, die Achseln, lassen sich vom Schein und Plunder blenden, freuen sich über alles, was ungefähr aussieht wie in Berlin oder Buxtehude, und rühmen am Abend den Fortschritt, der Rom neben den altnationalen Weinstuben mit ein paar Kneipen versorgt hat, in denen man nach dem Franzo bairisches Bier trinken kann. Sie machen in den Hotels und Pensionshäusern die Tafel mit ihren schnellfertigen Urteilen, ihren lautschallenden Gesprächen über Krieg und Kriegsgeschrei, über die unglaublichsten Wichtigkeiten und Armseligkeiten von daheim für die Tischgenossen zu einer Qual, sie verbringen ihre paar römischen Tage zwischen unbehaglicher Rastlosigkeit und philiströser Gleichgiltigkeit, versichern sich gegenseitig, daß im Grunde alles an und in Rom überschätzt werde, und daß es nicht der Mühe lohne, den weiten Weg zurückgelegt zu haben. Sie nehmen gelegentlich einen Anlauf, ihre Verstimmung und Enttäuschung zu verleugnen, und prahlen zur Abwechslung einmal mit ihren Anstrengungen und Erlebnissen, verziehen aber jederzeit höhnisch den Mund, wenn sie auf ein Menschenkind stoßen, das von reiner und ehrfürchtiger Freude an der Größe und Fülle seiner Eindrücke erfüllt ist. Es ist vielleicht Zufall, daß diese unselige Menschengattung aus Deutschland stärkeren Zuzug als aus andern Ländern erhält. Es mag ein Rest von falschem deutschem Idealismus oder eine Nachwirkung unsrer klassischen Bildung aus dritter und vierter Hand sein, daß sich in Deutschland so viele Hunderte und Tausende zu einer Fahrt entschließen, die ihnen weder inneres Bedürfnis ist, noch Befriedigung gewährt, daß Menschen, die ihre Halb- oder Viertelsbildung gerade für alles, was in Rom zu haben und zu holen ist, völlig unempfänglich macht, dennoch dahin gehen, und so lange oder kurze Zeit sie da sind, aus einer grollenden Mißempfindung nicht herauskommen. Oder es muß gerade im deutschen Vaterlande eine ungewöhnlich große Zahl von jenen ganz unselbständigen Naturen geben, die genau thun und lassen, was der Nachbar thut und läßt, die nichts wollen, als Leute in ihren heimischen Umgebungen übertrumpfen oder mit Neid erfüllen. Womit sie sich daheim brüsten, ist am Ende gleichgiltig, in Rom selbst sind sie ärgerlich und hinderlich. Sie machen sich viel zu bemerkbar und reden viel zu laut, als daß es möglich wäre, sie nicht zu sehen und zu hören. Sie suchen jedem Landsmann, so lange es angeht, mit ihrem übeln Humor und ihren schnöden Redensarten die glückliche und gehobene Stimmung römischer Tage zu versalzen; sie werden empfindlich, wenn sie auf einen geschlossenen Kreis treffen, der sich in der ewigen Stadt nicht von Berliner Steuern und dem Hamburgischen Freihafen unterhalten will, sie betrachten eine zufällige

Haus- oder Wagengemeinschaft, ein zufälliges Nebeneinanderstehen als eine Verpflichtung, sich ihrer dürftigen Anschauungs- und Urteilsweise unterzuordnen. Ein unter den Deutschen in Rom vielverbreitetes Scherzgedicht, eine Parodie der Schillerschen Glocke, „Das Lied vom Forestiere,“ spottet der großen Zahl unsrer Landsleute, die wahllos und mit konventionellem Enthusiasmus in Rom alles bewundern, was ihnen gezeigt wird, die sich im Entzücken über Gebäude und Fresken, römische Landschaften und römische Volkstrachten nicht genug thun können. Das Gedicht muß entschieden aus harmloseren Zeiten stammen. Hier und da bin ich einigen autoritätsgläubigen Personen des Gepräges begegnet, das im „Lied vom Forestiere“ lustig verspottet wird, im allgemeinen sind die gegenwärtigen Bädererreisenden vom Autoritätsglauben gründlich frei. Redensarten wie die, daß Michel Angelo's Bauten auf dem Kapitol eigentlich aller Großartigkeit entbehrten, und daß der gefeierte Rafael im Grunde nichts Rechtes gekonnt habe, kann man aus dem Munde deutscher Romfahrer alle Tage hören.

Natürlich kommt es nicht immer so grob und wird gelegentlich spaßhaft, obschon unsre verehrlichen Landsleute sich selten zu der Kunst der unfreiwilligen Komik aufschwingen. Nicht alle Tage erlebt man so hübsche Geschichten, wie die, die uns ein englischer Hofmeister zum Besten gab, mit dem und dessen Zöglingen wir gemeinsam auf dem Rasen des Monte Testaccio standen und in die Campagna hinaussehaueten. Trocknen Tones unterrichtete der Führer seine Zöglinge über einzelne Punkte der Aussicht und sagte endlich auf das Grabmal der Cäcilia Metella deutend, das im Lichte der Oster Sonne sehr deutlich aus der hellgrünen Umgebung der Via Appia aufglänzte: That is the tomb of Mistress Metella! Mrs. Metella? fragte einer der Zöglinge, dem das Prädikat auf die römische Matrone nicht recht anwendbar scheinen mochte, im Zweifelstone zurück. Yes, she was married! versetzte der unerschütterliche Lehrer und ging zum Zirkus des Maxentius über. Da hatten wir denn eine jener hübschen Geschichten, die die Reifestimmung frisch halten. Doch geschieht es selten, daß die Gemüts- und Urteilsicherheit auch unsrer Reichsgenossen sich humoristisch auffassen läßt. Beim Besuche der alten, prachtvoll — allzu prachtvoll — erneuerten Kirche von San Paolo fuori le Mura fiel uns einer unsrer Mitgäste aus „Albergo Haßler“ in die Augen, ein schwärzlicher Herr aus Berlin, den wir schon ein paar Abende an der Tafel nur zu gut vernommen hatten, und der heute einigen Begleitern und Begleiterinnen die Schönheiten des Tempels eifrig zu demonstrieren schien. Bei Tische gab er dann als seine Überzeugung zum Besten, daß die römischen Kirchen, den großen St. Peter eingeschlossen, das Ansehen nicht wert seien. „Aber San Paolo — das ist etwas andres — das ist fein — sehr fein — wahrhaft elegant, durchaus mein Geschmack — der Besuch entschieden zu empfehlen!“ Natürlich waren es nicht die unverwüftlichen Schönheiten der uralten Basilika, die Macht der

Säulenstellung, die ihn entzückt hatten, sondern der ballsaalmäßige, spiegelglatte Marmorfußboden, die kassettirte Decke, die überglänzende Gold- und Farbenpracht, die er „fein“ und „elegant“ nannte. Gerade das, was abstoßend oder störend an dem großen Bau wirkt, mochte ihn an Vorhalle und Salon irgend eines modernen Bankfürsten erinnern haben und seinem Geschmack entsprechen. Dergleichen erlebt man täglich, und auch wer das Glück hat, im Kreise wirklich genießender und warmführender Menschen Aufnahme zu finden, entrinnt dem Unheil der Bädererreisenden nicht. Übrigens braucht man nur ein paar Wochen vor Ostern zu kommen oder ein paar Wochen nach Ostern zu bleiben, um dem reißenden Strom jener Landsleute auszuweichen, die nur die Mode und die leidige Sucht nach Rom treibt über alles als Augenzeugen mitreden zu können.

Eine eigentümliche Abart der Bädererreisenden sind die, die in Rom wie in ganz Italien nur „Volksleben“ suchen und sich für die wunderlichsten Verzerrungen dieses Lebens, die nur um der Fremden willen existiren, mit großem Eifer erwärmen. Sie haben allerhand Adressen von versteckten, räucherigen Lokalen in der Tasche, in denen sie eine Heijische Novelle zu erleben hoffen, sie lassen sich vom schlechtesten Mandolinenspieler die Ohren zerreißen und beachten und studiren mit Vorliebe die malerischen und unmalerischen Bettler, deren es auch im königlichen Rom eine nur zu große Zahl giebt. Sie haben große Sehnsucht, nationale Opern und Ballette zu sehen, lassen sich aber ruhig die jämmerlichsten Operetten, Pariser Abhub, in gewissen Vorstadttheatern vorspielen und vorkreiseln. Sie kaufen in den Trödeläden allerhand Gerümpel, das zum guten Teil vor wenigen Wochen neu vom Schreiner, Schlosser oder Töpfer gekommen, künstlich gebräunt, geschwärzt und verdorben worden ist. Sie knüpfen zarte Verhältnisse mit den Blumenmädchen im Corso und an der spanischen Treppe an und opfern täglich ein paar Soldi, um dafür halbwelke Rosen und Stiefmütterchen einzutauschen. Sie trinken die heißen toskanischen und römischen Landweine mit einer Ausdauer, daß ihnen die Köpfe glühen. Sie trachten nach Naivität und sind so wenig naiv, daß sie an den hübschesten und erquicklichsten Erscheinungen des römischen Volkslebens achtlos und gleichgiltig vorübergehen. In der Kunst bevorzugen sie die Beduten und Modellfiguren, von denen die römischen Fremdenmaler seit Jahrzehnten gelebt haben und zur Zeit noch leben. Soviel sich im Vorbeigehen wahrnehmen ließ, rekrutiren sich die Bädererreisenden dieses Schlags hauptsächlich aus alten Herren, und so scheint die Gefahr ihres Aussterbens vorhanden. So wenig sie von Rom haben, so beglückt kehren sie heim und da sie unzweifelhaft liebenswürdiger und gutmütiger sind, als das Heer der räsonnirenden Reisenden, die binnen drei Tagen Rom in- und auswendig zu kennen vermeinen und von oben herunter so siegesgewiß als albern urteilen, so ist das in gewissem Sinne bedauerlich, aber unvermeidlich.

Es ist wohl nicht nötig, noch besonders zu versichern, daß die Bädereisenden keinem, dem es ernst um die Dinge ist, dauernd den Genuß an der ewigen Stadt und ihrer Herrlichkeiten trüben oder gar verleiden können. Doch wenn sogar viel von Enttäuschungen die Rede ist, die Rom den Kommenden bereitet haben soll, so möge man doch die heimkehrenden Pilger fragen, in wessen Gesellschaft sie ihre Reise nach und ihre Wanderung durch Rom gemacht haben. Es müßte seltsam zugehen, wenn man dabei nicht einer Reihe von deutschen Gesichtern ansichtig werden sollte, die beständig abwechselnd, Tag für Tag den Ausdruck geringschätzigen Ingrimmes über die Straßen und Plätze, durch die Kunstsammlungen und die antiken Ruinen Roms tragen und sich höchstens am Abend vor der gutbesetzten Hoteltafel und im Restaurant zum Gambrinus erhellen.



Das Preßtreiben der letzten Zeit



Es ist das Kennzeichen einer weisen Regierung, daß sie sich nicht auf eine einseitige Parteirichtung stützt, sondern bestrebt ist, allen berechtigten Strömungen des Volkslebens mit gleicher Fürsorge entgegenzukommen, und in dem breiten Mittelstande den Untergrund für ihren Bau sucht. Kaiser Wilhelm II. gegenüber hat es von der Zeit an, wo er noch als Prinz Wilhelm in bescheidner Weise dem ihm von seinem Großvater zugewiesenen militärischen Berufe mit Eifer oblag, und namentlich von den Trauertagen des Jahres 1888 an, als in ihm der bald zum Thron berufene Erbe hervortrat, nicht an Bestrebungen gefehlt, ihn für eine ausschließliche Parteibewegung zu gewinnen. Eine gerechte Beurteilung muß es ihm zum Verdienst anrechnen, daß er trotz seiner Erziehung, Umgebung und Jugend aus eigener Überzeugung diesen Versuchungen widerstand und von dem ersten Anfange seiner Regierung an nicht einen Augenblick in seinen vorgelegten Absichten schwankte. Während schon die erregte öffentliche Meinung den Einfluß des Hospredigers Stöcker im Wachsen glaubte, wurde der gelehrte aber liberale Theologe Harnack auf den wichtigen Lehrstuhl der Kirchengeschichte an die Universität Berlin gerufen. Während eine gewisse Presse aus Furcht vor dem kommenden Mann den Grafen Waldersee als den künftigen leitenden Staatsmann mit der Kreuzzeitungspartei zu verquicken bemüht war, wurde der anerkannte und erste Führer der nationalliberalen